

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 5. September 1833.

107

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Das eingebildete Genie.

(Fortsetzung.)

Zehn Minuten stand *Werdgenius* ganz versteinert; er wollte seinen Augen nicht trauen. Doch da stand's ja! Jetzt brach sein Herz; er vergoß einen Strom von Thränen, gerieth dann in Verzweiflung und warf seine Oper ins Feuer. Schrecklich war es ihm, das nun in seinem Windofen knistern und prasseln zu hören, was doch in einem Theater so herrlich hätte klingen können. Denn diesen Wahn konnte er immer noch nicht ganz ablegen; erst in Stunden kaltblütigen Nachdenkens überzeugte er sich allmählig, daß sein Werk doch „nichts müsse getaugt haben,“ da es ja *Mozart* selbst gesagt hatte.

Was nun beginnen? Seine Universitätszeit war längst zu Ende, aber er war mit dem Studieren nicht zu Ende, sondern hatte nicht einmal ordentlich angefangen; die Mutter hatte indessen die Welt verlassen, und der Vater wünschte, seinen Sohn bald versorgt zu sehen. Seine Stipendien fielen weg; er mußte auf Verdienst denken. So fing er denn an, Unterricht in den alten Sprachen zu geben und suchte die Theologie wieder hervor, nichts weniger im Schilde führend, als ein *Reinhard* zu werden. Um vor der Hand aber nach so langem Studieren wenigstens etwas zu seyn, ließ er sich zum Magister machen. Doch der Magistertitel schützte ihn nicht vor neuem Unglück. O weh! der Versuch der ersten Predigt mißlang; sie dauerte nicht länger denn fünf Minuten. In einem zweyten Versuche brachte er's zwar unter Stottern und Stammeln gegen eine Viertelstunde; doch eben, wo der zweyte Theil anging, hörte seine Predigt auf und schloß höchst komisch: „Zweytens — zweytens — ja zweytens — Amen!“

Jetzt war es nun auch mit der Theologie ganz aus. Eine Zeitlang lebte er nun plan- und hoffnungslos hin. Er hatte oft sehr wehmüthige Stunden, und solche machen Poeten. Ohne eine bestimmtere Absicht schrieb er jetzt öfters Nachahmungen von *Ovid's* „*Tristien*,“ und wurde über der Arbeit nach seiner Art oft ziemlich begeistert. Da traf's ihn in einer einsamen Mitternachtsstunde einmal wie ein Blitz, er sey zum Dichter geboren. Er wunderte sich, wie er ein so lange schon in ihm ruhendes Talent nicht hatte bemerken können. Das war eigentlich das Richtige; er hatte es früher nur in der Wahl seiner Kunst

versehen und war so auf Abwege gerathen; aber Künstler mußte er werden; jetzt sah er sich die Bahn des Ruhmes eröffnet; Dichter, Dichter sollte er werden! Darauf deutete ja schon sein Name! Wie war ihm das bisher entgangen? Was hieß denn *Werdgenius*, als: „Werd' ein Genius!“

Jetzt glaubte er sich auf's Reine mit sich selbst und fing nun an zu singen und zu reimen für alle Gewalt. Ach, das war ein herrliches Leben! So viel Abwechslung! So viel Annehmlichkeit! Freylich vor der Hand dabey mitunter etwas Hunger; aber: „Warte nur,“ tröstete er sich, „wenn du es erst dahin hast, daß du für den Bogen 4 — 6 Louisd'or bekommst, dann willst du dir schon etwas zu Gute thun! Schwelgen willst du dann! Reisen willst du durch Deutschland, Italien, Frankreich und England! Das wird das Erste! Hernach setzt du dich zur Ruhe, kaufst dir ein Landgut, eine ungeheure Bibliothek, lebst im Sommer auf dem Lande, im Winter in Berlin oder Wien — o das wird himmlisch! Und das Gefühl dazu, so berühmt zu seyn, für eine Art von Gott angesehen zu werden; nein, in diesem Meere der Wonne geh' ich unter!“

Werdgenius machte sich in der That jetzt sehr große und gewisse Hoffnungen. Las er Lebensbeschreibungen von Dichtern, so fand er überall Ähnlichkeiten, die sie mit ihm hatten, oder bildete sich wenigstens ein, dergleichen zu finden. So hielt er schon sein Schwanken in der Wahl seines Berufes für das Zeichen eines Genies; gerade die größten Männer hatten ja gemeinlich allerley durch einander angefangen. Und die Eigenheiten von ihnen, die er noch nicht besaß, die war es ihm ja leicht anzunehmen. So dichtete er oft bey Nacht und schlief am Tage, weil's Schiller so machte. So hielt er seine Mahlzzeit häufig auf dem Nachstuhl sitzend, weil Fielding dieß gethan. Und so suchte er Originalität in tausend andern Auserlichkeiten und Nebendingen, die ihm freylich zur Hauptsache nichts halfen.

Er machte sich nun auch wieder mehr unter die Leute, um sich Helden und Charaktere zu seinen Werken zu holen. Nur versah er es hier, indem er ganz alltägliche Menschen ganz so nahm, wie sie gewachsen waren, und, ohne dabey zu denken, die allerplatteste Wirklichkeit copirte. Auch ging er bey seinen Beobachtungen so linksich zu Werke, daß die auf's Korn Genommenen seine Absicht gewöhnlich bemerkten und ihm dann die größten Bitterkeiten sagten. Er beschloß hierauf, nicht sowohl die Menschen als die Natur zu studieren.

Jetzt gerieth er in den Wahn, ein Genie dürfe nichts arbeiten; er drehte sich also den ganzen Tag im Freyen umher. Da hatte er gar selige Gefühle; nur war es fatal, daß es ihm gar nicht gelingen wollte sie von sich zu geben. Er dichtete deßhalb in solchen hochpoetischen Entzückungen oft ohne alle Worte, und das ging ganz herrlich, ja es wollte ihn bedünken, daß diese Art seiner Gedichte alles bisher Dagewesene übertrefse. Diese Poesien klangen freylich sehr simpel; sie bestanden aus nichts, als aus einem in gewissem Rhythmus wiederholten *ta ta*, das er ganz trunken vor sich hinstammelte, etwa so:

ta ta ta ta ta ta ta ta,

ta ta ta ta ta ta ta u. s. w.

oder so:

ta ta ta ta ta ta ta ta ta u. s. w.

Aber was ließ sich nicht Alles bey diesen Tönen denken! Was dachte er selbst sich nicht dabey, wenn er erst leise murmelte *ta ta ta ta* u. s. w., dann lauter

ta ta ta ta, dann immer mehr in den Zug kam und endlich unter einem Donnergeroll von ta ta's verzückt zum Himmel starrte!

Doch jetzt im Ernst. Werdgenius lallte also diese Töne in einem bestimmten Rhythmus vor sich hin, und sah sie zwar nicht für Poesie an, wohl aber für einen Ansatz zu derselben. Es drängte ihn, sein Herz war voll; nur war Alles noch namenlose Empfindung; er konnte keine Worte finden; so betrachtete er die Sache. Die Begeisterung aber und das Genie stacken dahinter, und sein Stammeln war das untrügliche Zeichen ihres Hervorbrechenwollens.

Werdgenius fand, daß große Dichter sehr zerstreut waren; deshalb nahm auch er jetzt ein confuses, fahriges Wesen an. So las er, daß große Geister Schulden gemacht hätten; darum lebte er jetzt einmal recht ins Zeug hinein, um sich dann, wenn er bis über die Ohren in der Dinte stecke, mit Dinte wieder aus der Dinte heraus- und in den üppigsten Überfluß hineinzuschreiben. Und in die Dinte zu kommen gerieth ihm ganz vortrefflich; nur mit dem Wiederherauskommen war es eine vertheufelte Geschichte.

Ungefähr fünfhundert Thaler hatte er nemlich Schulden gemacht, als er sich einschloß, mit einem Trauerspiele nicht nur sich selbst empor-, sondern auch zugleich Schiller und Goethe niederzuarbeiten. Ohne einen Plan überließ er sich seinen momentanen Einfällen. Sein Stoff war die Geschichte der Virginia, die er vor allen Dingen recht ungeheuer verwickelt zu machen sich bestrebte. Kaum wollte sich nun eine natürliche Entwicklung herausbringen lassen; es durchkreuzten sich gar zu viele Nebenhandlungen, er hatte über ihnen fast die Hauptsache verloren. Doch kam er mit einem Sprung in den letzten Scenen darauf zurück und ließ die Virginia ohne lange Umstände erstechen. Um etwas Ungewöhnliches zu thun (eigentlich aber that er's nur aus Überdruß an der Arbeit und aus Lust fertig zu werden), machte er nicht mehr als vier Acte und setzte hierein eine ganz besondere Schönheit seines Stückes.

Als er zu Ende war, schrieb er sein Stück dreymal recht schön ab, denn er war schon von Kindheit an ein Kalligraph — und schickte die Manuscripte an drei verschiedene auswärtige Theater. Denn auf den Director des Theaters in L., der seine Oper verschmähte, hatte er einen Haß geworfen und beschloßen, sich nie wieder etwas mit ihm zu schaffen zu machen. Vier Wochen vergingen ihm in unruhiger Erwartung. Da kam eines Tages das eine von den Manuscripten zurück; man dankte dafür. Tags darauf, als er sich kaum ein wenig vom Ärger erholt, kam auch das andere, und den folgenden Tag das dritte. Keins von den Theatern, denen er's seine „Virginia“ angeboten, wollte etwas von ihr wissen. Schon besiel ihn eine Besorgniß, es könne ihm am Ende in der Poesie eben so gehen, wie in der Musik; doch schlug er sich diesen Gedanken aus dem Sinne. In der Poesie fühlte er ja ganz andere Fähigkeiten als in der Tonkunst, und da wollte er sich denn, seiner Sache gewiß, nicht gleich werfen lassen. Er beschloß nun, sein Stück lieber drucken als aufzuführen zu lassen, und ging jetzt in die erste beste Buchhandlung. Das Völkchen der Buchhändler war ihm noch ganz unbekannt, und er fand sie nicht so, wie er sie sich gedacht hatte. Er glaubte nemlich, man brauche nur hinzugehen, und der Buchhändler strecke nach jedem Manuscripte gleich alle fünf Finger aus. Der Vortheil, meinte er, wäre dann auf seiner Seite; habe er einmal die Begierde des Mannes entzündet, so werde dieser nichts unterlassen, um des ihm noch vorenthalteneu Werkes habhaft zu werden und er könne ihn dann so hoch hinauftreiben, als er wolle; er habe ihn, wie man zu sagen pflegt, im Sacke.

Weitläufig wollte er sich in der ersten Buchhandlung, die er jetzt betrat, über den Zweck seines Kommens und über sein Stück auslassen; doch der Buchhändler unterbrach ihn leider sehr schnell mit dem Bedeuten, er befaße sich schon lange nicht mehr mit belletristischen Werken, sondern beschränke sich bloß auf Wissenschaftliches; er möge sich daher lieber etwa an die Buchhandlung gleich daneben wenden, die sehr viele schöngeistige Werke erscheinen lasse. Und doch hatte *Werdgenius* an den ausgestellten Büchern gesehen, daß der Buchhändler erst in diesem Jahre noch Trauerspiele und Romane gedruckt; indeß er ließ das gut seyn. Er wanderte zu dem Nachbar. Man wies ihn in ein Cabinet. Er machte seinen Vortrag. „Es thut mir leid,“ war die Antwort, „ich bin wirklich, vor der Hand mit zu vielen andern Unternehmungen beschäftigt, rathe Ihnen aber, einmal in der Buchhandlung daneben anzufragen, die auch belletristische Werke verlegt.“

Da war ja *Werdgenius* so eben schon gewesen!

Höchst verdrießlich stolperte er mit seinem Trauerspiele eine StraÙe weiter. Bey mehreren Buchhandlungen verweilte er und drehte sich in der Gegend derselben ungeschlüssig umher, bis er endlich wieder in eine hineinwankte.

„Ich bringe Ihnen,“ hob er an, „hier ein Trauerspiel, in dem ich *Schiller* an Kraft und Feuer zu übertreffen gesucht habe! Gegen das kleine Honorar von fünfhundert Thalern —“

„Um Vergebung, wie ist Ihr Name?“

„*Werdgenius*.“

„*Werdgenius*? *Werdgenius*! hm! Ach, Sie trieben früher einmal Musik?“ sagte jetzt der Buchhändler mit einem für *Werdgenius* fürchterlichen Lächeln — er besann sich jetzt, der Mann hatte ihn damals im Concert am meisten ausgelacht — „also *Werdgenius*? Sie haben sich aber noch gar nicht bekannt gemacht; Sie sollten erst kleinere Sachen liefern und etwa an Blättern mitarbeiten, um sich bey dem Publicum Eingang zu verschaffen —“

„Aber ich wollte gern gleich recht groß auftreten!“

Der Buchhändler lächelte noch verschmizter: „So — so — nun, wie Sie denken! Ich bin aber noch Anfänger und darf mich nicht mit zu vielen Verlagsartikeln überhäufen, sehe mich also genöthigt, Ihnen für diesmal zu danken.“

Also war es auch hier nichts. In noch drey andern Buchhandlungen ging's nicht besser. In der vierten endlich brachte es *Werdgenius* doch wenigstens so weit, daß man sein Manuscript behielt, um es anzusehen. Eine Forderung hatte er hier noch nicht gethan, denn er war durch die Zurückweisungen etwas niedergeschlagen worden. Ein Trost war es ihm jetzt, als er zufällig las, daß *Schiller* selbst seine „*Räuber*“ nicht gleich hätte an den Mann bringen können, ja daß der jetzt Aufsehen erregende *Jean Paul* nach seinem eigenen Geständnisse alle 53 Buchhandlungen Leipzigs vergebens um Verlag seiner grönländischen Prozesse ersucht habe. Diese waren ja deßhalb doch immer berühmt geworden. Hatte er nun solche *socios malorum*, was hatte es denn da für Noth? Genug, er wurde wieder kühn, und indem er sich eine hohe Wirkung seines Stückes auf den jetzt es lesenden Buchhändler vormalte, beschloß er, ihm ein recht tüchtiges Honorar abzupressen. Er ging nach drey Tagen, wo er Antwort erhalten sollte, hin und wollte zweyhundert Ducaten verlangen. Nur war es ein fataler Umstand, daß ihn der Buchhändler gar nicht zum Verlangen kommen ließ. Nämlich gleich bey *Werdgenius* Eintritt hob dieser an:

„Ihr Stück hat einige nicht üble Stellen, ist aber zu breit, steht dem Ge-

schmack der heutigen Welt zu ferne und ermangelt lebhafter Handlung. Wenn Sie es indessen bey höherer poetischer Reife noch einmal umarbeiten, und es mir in drey oder vier Jahren wieder einmal gefälligst mittheilen wollten, so würden wir ja sehen, ob es sich vielleicht dann machte. Doch das sage ich Ihnen voraus, auch dann würde ich es bloß ohne irgend eine Verbindlichkeit von meiner Seite drucken können.“

„Ach Gott! drey oder vier Jahre? Umarbeiten? nur vielleicht drucken nach all der Mühe? Kein Honorar?“ So seufzte *Werdgenius*, als er sich empfahlen, ganz zu Boden gedrückt, und promenirte ein Weilchen die Straße auf und nieder. Endlich ging er noch in eine Buchhandlung.

Doch hier war es auch nichts. Er war an einen bloßen Commissionär gerathen, der sich aber wenigstens recht artig mit ihm unterhielt und ihm besonders begreiflich machte, daß der Buchhändler die Schriften bloß als Waare ansehe, und, wie gut auch ein Buch sey, doch nur dann darnach greife, wenn er glaube, daß es Abgang finden würde.

„Kleine Seelen,“ sagte er jetzt bey sich selbst, „diese Buchhändler! Also ich könnte einen „*Lear*,“ einen „*Hamlet*“ geschrieben haben, und wenn dieser gerade nicht dem eben herrschenden Geschmack entspräche, so dächte keiner von diesen engherzigen Speculanten edel genug, das Meisterwerk seinem Untergange zu entziehen?“

In einer andern Buchhandlung sagte man ihm sogar, es sey mit gediegenen Werken eine üble Sache; das große Publicum wolle doch mehr eine leichte Speise, wolle lieber angenehm unterhalten seyn, als den Kopf bey der Lectüre anstrengen.

„Nun, was würde ich denn da etwa schreiben müssen?“ fragte *Werdgenius*.

„Ritter-, Heren-, Gespenstergeschichten!“ antwortete der Buchhändler; „diese finden immer die meisten Liebhaber. Bringen Sie mir etwas der Art; dann könnte ich Ihnen eher Hoffnung machen!“

Werdgenius traten die Thränen in die Augen, als er sich empfahlen.

„Also Schlechtes will man lieber denn das Classische?“ murmelte er mit verbissenem Ingrimm. „Was soll ich von der Welt denken?“

(Der Schluß folgt.)

Zweysylbige Charade.

Wenn sich des Freundes Herz mit bangen Schlägen
Zu dir gewendet, und er stehend spricht:
Nur du vermagst zu helfen, zög're nicht,
Stellst du die erste fragend ihm entgegen.

Der Schiffer fliehet, um sie zu erlangen,
Die zweyte Sylbe, die ihm Schätze beut,
Sie weckt auch des Eroberers Verlangen,
Und wegen ihr entbrannte mancher Streit.

Ein theurer Säng' er aus den Blüthentagen
Der deutschen Kunst, der viel und tief gedacht,
Die Weisheit selbst in's heit're Lied getragen,
Ist in dem Bild des Ganzen dir erwacht.

Paul Lamatsch von Warnemünde.

D a s H e i m w e h.

(Avignon, den 2. August 1832.)

Eine Maid saß an der Quelle,
 Saß mit tiefbewegtem Sinn;
 Ach, der Bach war klar und helle,
 Blumenreich das Ufergrün.
 Friedlich lächelten die Wogen,
 Friedlich lächelt' Au und Flur;
 Heiter war des Himmels Wogen,
 Reich die herrliche Natur.

Und das blaue Blümlein schmücket
 Hold des Ufers frischen Rand;
 Die Bedeutungsvollen pflücket
 Leise bebend ihre Hand,
 Wirft sie in die klare Quelle,
 Noch von ihren Thränen feucht:
 Trag' sie, holde Silberwelle,
 Hin, wo Wunsch und Sehnen reicht.

Trag' der Weitemfernten Grüße
 Hin zu meinen Lieben Au,
 Bring' den Trauten diese Küsse,
 Meiner Sehnsucht Wiederhall!
 Grüß' des Vaterlands Gefilde
 Und der Heimat heit're Flur.
 Ach, umschwebt von diesem Bilde
 Ist die wunde Seele nur!

Sind auch schöner diese Auen,
 Und der Himmel doppelt mild:
 Nach dem Norden muß ich schauen
 Von des Südens Prachtgefeld!
 Ach, die Pomeranzenwälder,
 Ew'gen Frühlings Aufenthalt,
 Taufcht' ich um der Heimat Felder
 Und den grünen Tannenwald!

Und es nahte still der Abend
 An dem blauen Himmelszelt,
 Sanft erfrischend, kühl und labend,
 Ruhe bringend einer Welt;
 Und des Mondes Bild, die Sterne
 Gab die Quelle klar zurück;
 Und die Maid sieht in die Ferne,
 Stillbewegt, mit feuchtem Blick.

Ach, wie weit von all den Meinen
 Sitz' ich hier am Uferstrand,
 (Rufet sie mit stillem Weinen)
 Ach, wie weit vom Vaterland!
 Luft, die sanft vorüberziehet,
 Bring' der Sehnsucht Grüße hin
 Wolke, die so eilig fliehet,
 Könn' ich, könn' ich mit dir zieh'n!

Und ihr freundlich milden Sterne,
 Und du blasser Silbermond,
 Ach, ihr glänzt auch in der Ferne,
 An der Heimat Horizont!
 Dieses Lüftchens sanftes Wehen
 Kommt vom Vaterland vielleicht,
 Das mein sehnsuchtsvolles Spähen,
 Das mein Auge nicht erreicht.

Mögst du ihm die Grüße bringen,
 Morgenstrahl und Abendruh:
 Trag' sie, Luft, auf leichten Schwingen
 Den Geliebten liebend zu.
 Ach, des Heimweh's bange Wunden
 Fühlt das franke, bange Herz!
 Nur im Heimatland gesunden
 Kann es von der Sehnsucht Schmerz.

Rina von Guyon, geb. Roulant.

Correspondenz-Nachrichten.

Prag, am 10. August 1833.

Die Nachricht auf dem Theaterzettel, daß der „deutsche Improvisator und Redner Hr. Langenschwarz“ hier angekommen und einige Akademien und deutsche Stegreifdichtungen veranstalten werde, erregte natürlich allgemeine Sensation, da in der Unzahl deutscher Blätter so viele Stimmen für und wider Hr. Langenschwarz erschollen waren, daß man um so begieriger nach der Gelegenheit griff, selbst ein Urtheil zu fällen. Der Abend der öffentlichen Ausstellung erschien, und man darf das zahlreich im Theater versammelte Publicum wohl in vier Classen eintheilen, deren erste, ohne alle Rücksicht, das Unmögliche erwartete, während die zweite rundweg behauptete, es sey ohne Einverständnis durchaus nicht möglich zu improvisiren. Die dritte, welche gar keinen Begriff von dieser Kunst hat, war nicht allein die glücklichste, sondern zugleich die günstigste für den Producenten, da sie alles mit der größten Dankbarkeit aufnahm, und selbst über die leichtesten Dinge in große Verwunderung gerieth. Die vierte Classe endlich, aus der geringsten Zahl von Individuen bestehend, begab sich mit gemäßigten Forderungen ins Schauspielhaus, weil sie die künftigen Fesseln kennt, welche das Wesen der deutschen Sprache und ihre Prosodie dem Improvisator anlegt, der hier jeden Schritt vorwärts erkämpfen muß, während ihm die italienische Sprache gleichsam entgegenkommt, und ihm die Reime, die er dort mit Mühe suchen muß, als Weibgeschenk zuträgt. Nach der Aufführung des ersten Actes der „weißen Frau“ und einer Beethoven'schen Ouverture trat Hr. Langenschwarz auf die Bühne, bat das Publicum um Schlagworte zu drey Begrüßungsgedichten an die Damen Prags, welche er während eines darauffolgenden Symphoniesahes niederschreiben und dann ablesen wollte. Das erste Wort war: „Knallpulver,“ das zweyte: „Haubenstock,“ und zu gleicher Zeit

erscholl: „Blissableiter“ und „Ameise,“ welche er in einem dritten zu verblinden versprach. Die Musik währte eine geraume Zeit, und daß er während derselben zwey jener Gedichte fertig machte, war eben kein Zauberwerk, doch müssen wir mit Vergnügen gesehen, daß das zweyte eine recht feine Wendung und mitunter hübsche Verse enthielt. Am mindesten gelang ihm das dritte, welches er, nachdem die Musik schwieg, improvisirte, und schon hier fingen die strengerer Kunstrichter, zumal die jungen Studierenden, welche selbst Verse machen, gewaltig die Köpfe zu schütteln an. Nach einer abermaligen Zwischenmusik erschien der Improvisator mit einer metallenen Vase, welche alle die Stoffe enthielt, die man ihm auf kleine Zettel geschrieben, bey der Theaterscasse vorgelegt hatte, er las einen Theil derselben ab, und bat das Publicum, diejenigen, welche es bearbeitet zu hören wünschte, durch das Wort: „Angenommen!“ zu bezeichnen. Unser Publicum fand sich eben nicht sehr schnell in die Rolle, die es hier mitzuspielen hatte, und schien so ungeschlüssig, daß es wenigstens zehn Stoffe vorübergehen ließ. Lebe das erste „Angenommen!“ ertönte. Nachdem das Eis einmal gebrochen, ging es rascher vorwärts. Hr. Langenschwarz hatte etwa zehn Stoffe gesammelt, und wir fürchteten, bis an den andern Tag da bleiben zu müssen, aber er wählte selbst aus dem Gewähleu: „Carl IV. an der Leiche seines Vaters in der Schlacht bey Cressy.“ Obgleich ein Stoff aus der böhmischen Geschichte, bot doch dieser Vorwurf eben keinen Grund zu dem Verdachte dar, daß er auf selben vorbereitet gewesen war, da er sich sowohl in der Darstellung der Schlacht als des Falles des blinden Böhmenkönigs ziemlich im Allgemeinen hielt, und von dem Factum eben nicht mehr zu wissen schien, als jeder gebildete und in der Historie nur einigermaßen bewanderte Mensch aus der allgemeinen Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts wissen muß. Den Beschluß machte eine galante Apostrophe an das Publicum nach Endreimen, die ihn vom Parterre und Logen zugerufen wurden. Der Beyfall, welchen Hr. Langenschwarz empfing, war rauschend, und man verließ im Allgemeinen das Haus mit seiner Leistung ganz zufrieden. Bey seiner zweyten Kunstausstellung bezeugte er aber wenig Vertrauen auf den Geschmack des Publicums, da er zu seiner Benefice eine komisch-theatralische Improvisation im Costume, betitelt: „Fünf Improvisatoren für Einen, oder: Die Komödie aus dem Stegreife,“ Lustspiel in einem Acte, ankündigte, worin er als Theaterdirector Monsieur Lavalle, dann als jüdischer Reisender und österreichischer Postillon erschien. „Es heißt sich dem Teufel umsonst ergeben,“ sagt Shakespeare, „wenn man unzüchtige Verse macht, die nicht einmal witzig sind,“ und hier möchten wir Hr. Langenschwarz zurufen: „Es heißt sich selbst herabsetzen, wenn man Possen reifen will, und es nicht einmal kann.“ Von etwa zehn bis zwölf angenommenen Themen (worunter einige sehr interessant waren) wählte der Improvisator diesmal bloß: „Liebesfeuzer eines Juden,“ dann: „Liebesklage eines verschmähten Stuhers,“ die er deutsch-französisch, und: „Was wiegt ein Herz, das nicht liebt,“ welches er im österreichischen Dialekt vortrug; und der Argwohn, daß hier ein poetisches: „Changez partez“ Statt finde, griff immer weiter um sich. Mehrere Versuche mit gegebenen Endreimen gelangten minder als das erste Mal, und das Publicum, von dem Gaste mit geringerer Achtung behandelt, schenkte auch ihm, in natürlicher Wechselwirkung, weniger Rücksicht, was sich besonders dadurch kund gab, daß Endreime, die mit folgenden drey schlossen:

- Langenschwarz
- dichtet schlecht
- richtet recht,

mit stürmischem Applaus angenommen wurden. Hr. Langenschwarz griff aber die Gelegenheit nicht auf, in der Bearbeitung derselben durch eine geschickte Wendung die Lacher auf seine Seite zu bringen, und ließ sie — ruhen, was freylich einen großen Verdacht gegen seine Kunstfertigkeit erregte. Eine der besten Nummern war am Schlusse eine Tripel improvisation, schriftlich, mit fortwährender Unterbrechung durch die Zuhörer. Auch diesmal erhielt er noch lebhaften Beyfall, doch nicht mehr ohne bedeutende Schlangenopposition. Bey seiner dritten und letzten dramatisch-komischen Improvisation schien Hr. Langenschwarz die zweyte überbieten zu wollen, er gab ein Schubladenstück: „Der siebenfache Einfache, oder: Geschwindigkeit ist keine Hebereye“ (offenbar eine Nachahmung des Alexanderschen „Paqueboot, ou: seul pour sept,“ aus welchem auch einzelne Züge entlehnt sind), und der Zettel sagte: „Nach diesem Titel wird das ganze Stück improvisirt werden; die Handlung hängt von den, durchs Publicum vorher erwählten, Aufgaben ab, weshalb um recht viele und gute Aufgaben gebeten wird.“ Das Haus war wieder gefüllt, aber die Stimmung hatte sich sehr verändert, viele Zuschauer verließen lange vor Ende des Stückes das Schauspielhaus, und als Hr. Langenschwarz am Schlusse gerufen wurde, schallten ihm häufige Wisch-

laute entgegen, die er aber mit einer Resignation, die manchem Schauspieler zu wünschen wäre, ignorirte, und sich dadurch in seinen Dankversen nicht stören, auch nicht einmal ein paar Zeilen — um nicht Verse zu sagen — an diese Ruhesörer einfließen ließ.
(Die Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r.

„Almanach dramatischer Spiele,“ für das Jahr 1834. Von L e m b e r t. Wien, 16. T e n d e r. 348 S.

Die Saison der Taschenbücher erscheint und vorliegendes, welches noch keine Ahnen aufzuweisen hat, tritt uns zuerst entgegen, gleichsam um die Nichtigkeit des alten Sprichwortes vom „zuerst kommen“ für sich in Anspruch zu nehmen. Es enthält drey dramatische Arbeiten, sämmtlich dem Französischen nachgebildet und dem Gebiete des Lustspiels angehörend, welche durch den Namen des bühnenkundigen und gewandten Bearbeiters gewissermaßen einen Empfehlungsbrief an die Theaterwelt mitbringen. Die erste derselben, ein Lustspiel in drey Aufzügen, nach K o z i e r: „Der Mann meiner Frau,“ ist durch oftmalige Aufführung im k. k. Hofburgtheater hinlänglich bekannt geworden und wir brauchen uns in dieser Hinsicht nur auf die bey jener Gelegenheit in Nr. 153, Jahrgang 1831 der Wiener Zeitschrift ausgesprochene Beurtheilung zu beziehen; unverkennbar ist es, daß das heitere Stückchen ausgezeichneten Kräften, die so belebend zu wirken wissen, wie dieß bey genannter Darstellung der Fall ist, eine schöne Gelegenheit zur Entfaltung bietet, und unter diesen Umständen gewiß auch anderwärts befriedigen wird. Ein Gleiches möchte Referent auch von dem nächstfolgenden, fast ganz treu nach S c r i b e übersehten Lustspiele in zwey Acten: „Die unbesiegbare Leidenschaft,“ behaupten. Die Übersetzung ist gut, der Dialog fließend und mitunter witzig, der Inhalt der Piece ist bereits aus der viel und zum Vortheil abweichenden veränderten Bearbeitung des Hrn. von K u r l ä n d e r bekannt, welche unter dem Titel „Ewig“ sich mit so vielem Beyfall auf den Brettern des k. k. Hofburgtheaters erhält, und — wir müssen der Wahrheit ihr Recht geben, so sehr wir auch sonst allen Parallelen gram sind — entschiedene Vorzüge hat. Das Verhältniß Eduards und die wohlgedachte Lenkung seines Eigensinnes gewinnt durch die Einwirkung eines Waters weit mehr Wahrscheinlichkeit als unter dem Einfluß einer Mutter, welche auch zu Clarißen kein genugsam imponirendes vis-a-vis bildet. — Die dritte Gabe des Büchleins, „Die Untröstlichen,“ ein Lustspiel in drey Acten, vor längerer Zeit gleichfalls auf derselben Hofbühne gegeben, einem bekannten ältern M a r i v a u y'schen Stücke und einem neuern S c r i b e'schen Vaudeville frey nachgebildet, enthält nach der Meinung des Ref. die fühlbarsten Längen und spaltet sich durch die unbefugte, fast unschickliche Intrigue der Kammerzofe, welche die Hand ihrer Gebieterinn ausbietet, sichtbar in zwey Hälften, die keinen rechten Vereinigungspunct finden und ein sonderbares Schwanken in die Charaktere bringen, welche in ihrer Handlungsweise keine eben erfreulichen moralischen Resultate an den Tag stellen. Dem Dialog und der äußern Formung ist kein Vorwurf zu machen und es ist wohl leicht möglich, daß auch dieses Lustspiel, gut besetzt und fleißig zusammengespielt eine Befriedigung gewähren könne, welche sich über strengere dramatische Anforderungen hinaussetzt. Jedenfalls aber sind die beyden früher genannten Lustspiele reicher und lebendiger und die komische Wirksamkeit derselben ist nicht aus so heterogenen und barocken Fernpuncten zusammengesucht. Das Büchlein, welches gewiß eine recht freundliche Aufnahme bey den Theaterdirectionen finden wird, ist vom Verleger elegant ausgestattet und es ist um so mehr zu bedauern, daß nicht durch sorgfältigere Correctur so manche störenden Druckfehler beseitigt wurden, welche auf den Leser unwillkürlich einen unangenehmen Eindruck hervorbringen. P.

M o d e b i l d XXXVI.

Kleid von Foulard, nach einem Original von Hrn. Th. Petko, bürgl. Damenschneider am Graben im Trattnerhofs Nr. 618, im 2. Hof, 1. Stiege, 4. Stock.
Ein Crepphut mit Blumen und Band geziert, nach einem Original von M. Langger, in der Annagasse Nr. 986, im 1. Stock.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.